



HARALD MARTENSTEIN, geboren 1953, ist Autor der Kolumne »Martenstein« im ZEITmagazin und Redakteur beim Tagesspiegel. 2004 erhielt er den Egon-Erwin-Kisch-Preis. Sein Roman »Heimweg« wurde mit der Corine ausgezeichnet, 2010 bekam er den Curt-Goetz-Ring verliehen. Sein zweiter Roman »Gefühlte Nähe« erhielt höchstes Kritikerlob. Zuletzt erschien sein Glossenband »Im Kino«.

»Martenstein ist gut, Unsinn: Er ist brillant.«

Axel Hacke, SZ Magazin

Außerdem von Harald Martenstein lieferbar:

Vom Leben gezeichnet. Tagebuch eines Endverbrauchers

Heimweg. Roman

Der Titel ist die halbe Miete.

Nachhaltige Betrachtungen über die Welt von heute

Gefühlte Nähe. Roman in 23 Paarungen

Ansichten eines Hausschweins.

Neue Geschichten über alte Probleme

Wachsen Ananas auf Bäumen?

Wie ich meinem Kind die Welt erkläre

Freuet Euch, Bernhard kommt bald!

12 unweihnachtliche Weihnachtsgeschichten

Die neuen Leiden des alten M.

Unartige Beobachtungen zum deutschen Alltag

Nettsein ist auch keine Lösung.

Einfache Geschichten aus einem schwierigen Land

Im Kino. Kleine Geschichten über eine große Kunst

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de
und Facebook.

Harald Martenstein

Jeder lügt so gut er kann

Alternativen für Wahrheitssucher



PENGUIN VERLAG

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage 2025

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018
by C. Bertelsmann Verlag, München
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlag: www.buerosued.de, München
Unter Verwendung einer Illustration von Rudi Hurzelmeier
Lektorat: Rainer Wieland
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-328-10529-9
www.penguin-verlag.de

Inhalt

Interview	9
Entschuldigung?	13
Ende der Kindheit	16
Weißer Nächte	19
Anfängerfehler	22
Die Milchstraße schafft sich ab	24
Erfolgsrezepte	27
Deutsche Leitkultur	30
Marlon Brando	33
Prost Mahlzeit	36
Quality Time	39
Erziehung	42
Bibi Blocksberg	45
Sag mir, wo die Blumen sind	48
Die Erfindung der Guillotine	51
Bob Ross	53
Richard David Precht	56
Lob der Perfektion	59
Zehn Regeln für One-Night-Stands	62
Die Nachrichten	65
Die Roboter kommen	68
Lob der Unvollkommenheit	71
Sex mit Heiko Maas	74

1968	77
Als ich zehn war	80
Zeitenwende	83
Donald Trump	86
Die AfD	89
Adel verpflichtet	92
Die SPD erneuert sich	95
Rebecca-Syndrom	97
Einbrecher	99
Am Bahnhof	102
Hass	105
Fluchtursachen bekämpfen	108
Sündenstolz	111
Willkommen im Mittelalter	114
Der Kommunismus	117
Weltbilder	120
Herr Witt und ich	123
Samir Narang	126
Brief an meinen Redakteur	129
Gegenrede	132
Jeder lügt so gut er kann	135
Borderline	138
Whataboutismus	141
Skandale	144
Einfache Antworten	147
Wir Reichen	150
Mutter Teresa	153
Der Kuss des Tigers	156
Zirkus Aragon	159
Hundejahre	162
Ansichten eines Herrchens	165
Das Europa der Tiere	168

Hundertprozentige	171
Am Flughafen	174
Über den Wolken	177
Genau	180
Hamburg	182
Berliner Weihnacht	185
Fußball	188
Bodyfarming	191
Dunkle Momente	194
Weitermachen	197
Im Hafen	200
Die Kunst des Liebens	203
Schluss jetzt!	206

Interview

Was ist das für ein Buch?

Ich schreibe Kolumnen für die *ZEIT* und für den *Tagesspiegel*, in gewissen Abständen werden daraus Bücher. Man muss die vorherigen nicht kennen, um dieses zu lesen. Ich schreibe über das, was ich erlebe oder mich beschäftigt. Mal ist es lustig, mal ist es ernst. Wenn man alle Bücher liest, entsteht dabei, so hoffe ich, die Chronik eines für meine Generation, meine Herkunft, mein Geschlecht und mein Land typischen Lebens, vielleicht sogar eine Art Gesellschaftsportrait. Zola hat das mit dem Romanzyklus *Die Rougon-Macquart* versucht, aber Zola ist, fürchte ich, ein anderes Kaliber. Ich bleibe meistens in meinem Milieu. Mein Milieu ist wohl das, was man die »gesellschaftliche Mitte« nennt, weder arm noch reich, weder ungebildet noch hochgebildet, arbeitend, für radikale Lösungen schwer zu begeistern, gutwillig und ein bisschen egoistisch. Keine Heiligen, keine Teufel. Gelegentlich selbstkritisch, doch, das schon auch.

Was ist der Unterschied zu den vorherigen Büchern?

Die Politisierung der letzten Jahre und der Riss, der durch das Land geht, machen sich natürlich auch bei mir be-

merkbar. Deshalb ist dieses Buch politischer und damit angreifbarer als frühere. Ich beziehe Positionen, die nicht jeder teilt, aber das ist wohl selbstverständlich. Oder? Streit und Widerspruch sind gut, solange man nicht versucht, die anderen mundtot zu machen. Spott ist, in gewissen Grenzen, jederzeit erlaubt.

Wieso der Titel?

Den Titel habe ich bei Udo Jürgens geklaut, einer seiner Songs heißt so. Udo Jürgens ist ja in seinem Genre ein Genie gewesen, auch was Titel betrifft. Der Titel gefällt mir. Wir lügen alle, weil wir unsere Erinnerungen und unsere Meinungen zurechtschustern, wie es uns am besten in den Kram passt. Die Zukünftigen werden uns weitaus kritischer sehen als wir uns selber. So war es immer. Deshalb empfiehlt es sich, mit der Kritik der Gegenwart gleich heute anzufangen.

Haben Sie mit Ihrer Redaktion nicht Schwierigkeiten?

Nein und ja. Bei manchen Texten gibt es lange Diskussionen mit meinem Redakteur, oft hat er recht, manchmal treibt er mich an den Rand des Wahnsinns. Sobald ich etwas nicht dem linken Mainstream Konformes schreibe, zum Beispiel Kritik an der Einwanderungspolitik, bekomme ich lange Fragenkataloge, alphabetisch sortiert, A, B, C, D und so weiter. Eines Tages treibe ich ihn bis zum Z, dann muss er entweder das griechische Alpha bringen oder das römische »I«, darauf bin ich gespannt. Aber er ist gut, und ich bin froh, diesen Widerpart zu haben. Er wendet eine Zermürbungsstrategie an, ähnlich wie

Muhammad Ali gegen George Foreman. Ein Text, der darauf hinauslief, dass Trump manchmal auch recht hat, erwies sich als undruckbar. Nicht weil er explizit verboten worden wäre, sondern weil immer neue Alphabete kamen und ich aus Zeitgründen das Handtuch geworfen habe. Heute finde ich den Text selber nicht mehr so gut, er ist im Buch nicht enthalten. Ein mittelmäßiger Text über Strandkörbe wäre gedruckt worden. Man muss halt bei diesen Themen so gut sein, dass sogar ihm keine Buchstaben mehr einfallen. Find ich prima. Eine unserer Debatten hat in der *ZEIT* Niederschlag gefunden, da antwortete mir Jürgen von Rutenberg auf dem Kolumnenplatz. Ich bin sehr dankbar dafür, dass er einem Abdruck seiner Widerrede zugestimmt hat, leicht überarbeitet, wie das auch bei meinen Texten der Fall ist. Er ist einer von den Guten, wie gesagt, und Widerspruch muss sein. Ich widerspreche auch ständig.

Gibt es ein Ziel?

Ich hoffe darauf, dass diese Gesellschaft nicht aufhört, liberal zu sein. Ich hoffe darauf, dass nicht im Namen der Buntheit ein monochromes Gemälde entsteht. Ich hoffe darauf, dass wir das positive Erbe der Aufklärung, die Freiheit, die Kritik an Religion und an den jeweils Herrschenden, nicht verraten.

Gibt es Tabus?

Natürlich. Wenn ich feststelle, dass meine Ansichten bereits in Dutzenden von Glossen und Kommentaren Niederschlag gefunden haben, dann verkneife ich es mir, den

hundertsten Text mit ebendieser Ansicht zu verfassen. Allem, dem ich nicht ausdrücklich widerspreche, stimme ich in der Regel zu. Themen wie die Gleichstellung homosexueller Lebensgemeinschaften oder das Verbot von Strohhalmen aus Plastik sind deshalb für mich tabu.

Entschuldigung?

Früher habe ich mich manchmal über den Berliner Verkehrslärm geärgert, vor allem über das dauernde Gehupe. Eines Tages dachte ich, toll, die Leute sind endlich rücksichtsvoller geworden. Im vergangenen Frühling sagte ich, beim Frühstück im Garten, dass ich das Summen der Bienen schön finde. Aber da waren keine Bienen, sondern eine Motorradgang mit einem Dutzend schwerer Maschinen fuhr vorbei. Offenbar höre ich schlecht.

Ich merke es vor allem, wenn in meiner Umgebung mehrere Leute gleichzeitig reden, zum Beispiel im Restaurant. Da kriege ich nichts mit. Inzwischen habe ich gelernt, dass es auch sehr gut möglich ist, ohne Gehör an einer Gesprächsrunde teilzunehmen. Hauptsache, man macht einen zugewandten Eindruck. Hin und wieder nicke ich oder lächle wissend. Die Leute mögen das. Seit ich nichts mehr höre, gelte ich zum ersten Mal als ein Mensch, der gut zuhören kann.

Wenn mich jemand etwas fragt und ich nichts mitkriege, antworte ich lächelnd Allgemeinplätze wie »Gute Frage« oder »Ich glaube, darüber muss ich erst mal eine Weile nachdenken«. Das wirkt, je nach Frage, ironisch, antipatriarchal, antihegemonial oder nachdenklich. Inzwischen glaube ich, dass die meisten Menschen, die als

nachdenkliche Intellektuelle gelten, einfach nur schwerhörig sind.

Wenn ich etwas nicht verstehe, frage ich auch manchmal: »Entschuldigung?« Die Menschen wiederholen dann ihren letzten Satz. In 70 Prozent der Fälle verstehe ich auch die Wiederholung nicht. Ich sage dann wieder etwas Allgemeines, etwa »Ach so« oder »War ja eh klar«. Die Menschen sind inhaltlich weniger anspruchsvoll, als ich glaubte. In politischen Diskussionen sage ich natürlich andere Sachen, zum Beispiel: »Genau in diese Richtung müsste die Debatte sich endlich bewegen.« Widerspruch, der lange, komplexe Antworten provoziert, kann ich mir wegen meines Gehörs nicht mehr leisten.

Schwierig ist es, wenn ich in einer Runde mithilfe einiger Wortfetzen mitkriege, dass es grundverschiedene inhaltliche Positionen gibt. Wenn ich zu der einen Person gesagt habe: »Das sehe ich ähnlich«, und jetzt hält mir Person Nummer zwei einen langen Monolog, um mich umzustimmen – was tue ich dann? Ich sage: »Darüber muss ich erst mal eine Weile nachdenken.«

Es sind die Gene. Ich war mit meiner Mutter im Restaurant, der Kellner fragte, so laut, dass sogar ich es hörte, was sie zum Nachtschisch möchte. Sie lächelte und sagte: »Danke, sehr gut.« In diesem Fall bringen sie immer Tiramisu.

Es gibt natürlich die Option, die Leute dazu zu bringen, richtig laut zu werden. Dann könnte ich wieder mitreden. Aber ich tue mich wahnsinnig schwer damit. Ich könnte sagen: »Sie reden einen totalen Scheiß daher, Sie Schwachkopf«, obwohl das wirklich nicht mein Stil ist. Aber es wäre dann nahezu sicher, dass mein Gegenüber die Stimme hebt. Aber vielleicht hat mein Gegenüber

etwas Harmloses gesagt, zum Beispiel: »Meine Tochter ist eine sehr talentierte Zeichnerin, aus der wird mal was.« Und ich antworte: »Sie reden einen totalen Scheiß daher, Sie Schwachkopf!« Da antworte ich dem stolzen Vater doch lieber: »Darüber muss ich erst mal eine Weile nachdenken.«

Ich könnte ein Hörgerät kaufen. Aber es ist auch eine spannende Erfahrung, so zu leben. In der aufgeheizten politischen Atmosphäre, die wir im Moment haben, ist Schwerhörigkeit ein Vorteil. Fast alle Leute wirken sympathischer, solange man nicht hört, was sie sagen. Wenn wir uns alle nicht mehr hören, hat dieses Land eine Zukunft.

Ende der Kindheit

Damals standen manchmal Studenten vor dem Gymnasium, die Flugblätter verteilten und Werbung machten für die Revolution. Mein Vater hielt von der Revolution gar nichts. Er war für den Jazz, der Jazz war seine Partei, der er sich schon während des Krieges angeschlossen hatte. Er unterschied sich von den anderen Vätern, die fast alle ebenfalls nichts hielten von der Revolution. Er war cooler.

Manchmal übte er zu Hause auf seinem Kontrabass, ein tiefes Blubbern, Töne wie aus der Tiefsee. Manchmal trank er Whisky und hörte Platten von Dizzy Gillespie. Seine Band war nach dem Krieg ziemlich angesagt gewesen, sie machten Amimusik. Er sang recht gut, ein Show-Typ, dem die Herzen der Frauen zuflogen. Ein bisschen was von dieser Aura hatte er sich bewahrt, obwohl er inzwischen bei Opel arbeitete. Er war noch nicht alt, als ich ihn wirklich kennenlernte, um die vierzig. Einer der Leute, die er von früher kannte, war der Kabarettist Hanns Dieter Hüsch. Die meisten älteren Schüler mochten Hüsch nicht, es hieß, er sei zu weich, ein Bürgerlicher.

Eines Tages nahm mein Vater mich mit ins »Unterhaus«. Das Mainzer »Unterhaus« befand sich in einem Keller, es roch ein bisschen modrig. Ich war noch nie abends in einer Veranstaltung gewesen, »ausgegangen«, so nannte

man das damals. Ich war nur nachmittags im »Haus der Jugend« gewesen. Da spielten Bands, deren Mitglieder kaum älter waren als ich.

Es war voll und dunkel, vorne, in einem kleinen Lichtkegel, saß Hüsch. Vor ihm stand eine kleine Orgel, auf der er hin und wieder ein paar Tasten drückte. Es klang wie in der Kirche. Manchmal redete er. Manchmal verfiel er, parallel zu seiner sonderbaren Musik, in eine Art Sprechgesang.

Die politischen Anspielungen verstand ich nur zum Teil. Meistens erzählte Hüsch Geschichten, in denen seine Frau auftauchte, die er »Frieda« nannte und die immer recht hatte, vielleicht kam auch ein Mensch vor, der »Hagenbuch« hieß, aber das kann ein späteres Programm gewesen sein. Hüsch war anders als die Bands, die ich kannte, und anders als die politischen Gruppen, zu deren Versammlungen für Schüler ich schon drei, vier Mal gegangen war. Er wirkte fast ein bisschen traurig, irgendwie war er traurig und lustig zugleich.

Die Bands nahmen immer eine Pose ein, rebellisch, wütend, großspurig. Hüsch schien sich nicht groß zu verstellen. Er machte sich nicht toller, als er war, obwohl seine Geschichten den Leuten gefielen, sie klatschten und forderten Zugaben. Viele Dinge passten ihm nicht, das ging aus seinen Geschichten klar hervor, aber an die Revolution schien er genauso wenig zu glauben wie mein Vater. Er beobachtete die Menschen und machte sich ein paar Gedanken, mehr war es eigentlich nicht. Ich merkte, dass ich ihn mochte, sogar wenn er mir altväterlich oder kitschig vorkam. Die sentimental Nummern fand ich eher langweilig. Aber ich verstand, dass sie notwendig waren, dabei sammelte er Kraft für die nächste lustige Nummer.

Es wurde sehr spät. Mein Vater wollte Hüschen noch Guten Tag sagen, aber er kam nicht zu ihm durch. Hüschen war in seiner Garderobe und erschöpft. Draußen schien bestimmt der Mond, bestimmt sah man den Dom. An diesem Abend, erinnere ich mich, fasste ich ihn zum letzten Mal an der Hand, wie ein Kind, und er führte mich zu seinem Opel. Er erzählte, ich hörte zu. Wenn es doch bloß nicht so spät wäre, dachte ich, sonst würde er zu Hause bestimmt noch auf seinem Bass spielen. Ich war vierzehn.

Weißer Nächte

Viele Menschen leiden hin und wieder unter Schlafstörungen. Auch ich gehöre zu ihnen, vor allem ist dies auf Lesereisen der Fall. Da schläft man jede Nacht in einem anderen Hotelzimmer, mich irritiert das. Einmal habe ich, in einer kleinen süddeutschen Stadt, ausnahmsweise eine Schlaftablette genommen, eine milde Sorte, nicht rezeptpflichtig. Mir wurde nach kurzer Zeit total schwummrig. Das habe ich für ein gutes Zeichen gehalten. Das Schwummrige ist die kleine Schwester des Tiefschlafs.

Trotzdem bin ich irgendwann aufgewacht. Ich wollte auf die Toilette. Dort merkte ich, dass es in dieser Toilette weder ein Klo gab noch eine Dusche. Stattdessen hingen abstrakte Bilder an der Wand und, noch irritierender, ein Feuerlöscher. Ich dachte, es sei klüger, sich wieder ins Bett zu legen. Da merkte ich, dass ich genau die Tür genommen hatte, die in dem Hotelzimmer der vergangenen Nacht zur Toilette geführt hatte. In diesem Hotel und in dieser Nacht aber führte die Tür, die sich an der nämlichen Stelle des Zimmers befand, auf den Flur. Sie war zugefallen und ließ sich nicht mehr öffnen.

Ich trug lediglich eine Unterhose, ein älteres Exemplar, das ich schon längst wegwerfen wollte. Auch meine Brille lag im Zimmer. Alles sah verschwommen aus.